

Waslat
Hasrat-Nazimi

**DIE
LÖWINNEN
VON
AFGHANISTAN**

rowohlts
POLARIS

**DER LANGE KAMPF
UM SELBSTBESTIMMUNG**



Waslat Hasrat-Nazimi

Die Löwinnen von Afghanistan

Der lange Kampf um Selbstbestimmung

Über dieses Buch

Als die Bilder und Geschichten rund um den überstürzten internationalen Truppenabzug aus Afghanistan um die Welt gingen, stockte vielen der Atem. Und heute? Drohen die Menschen dort, und besonders die Frauen, in Vergessenheit zu geraten.

Sowohl anhand von Gesprächen, die sie mit Afghaninnen hier und vor Ort geführt hat, als auch mithilfe ihrer eigenen Familiengeschichte gibt Waslat Hasrat-Nazimi einen Einblick in den Kampf afghanischer Frauen gegen die systematische Unterdrückung. Sie erzählt von ihren Hoffnungen und Ängsten, von Mut, Verzweiflung und Stärke. Ein bewegendes, kämpferisches und aufklärerisches Buch – und eine emanzipierte Perspektive auf die Frauen Afghanistans.

Vita

Waslat Hasrat-Nazimi (geb. 1988) ist deutsch-afghanische Journalistin und Moderatorin und leitet die Afghanistan-Redaktion der Deutschen Welle. Als Kind flüchtete sie mit ihrer Familie aus Afghanistan nach Deutschland, wo sie aufgewachsen ist. Heute nennt sie beide Länder ihre Heimat. Mit ihrer journalistischen Arbeit in beiden Ländern und der Erfahrung aus ihrer eigenen Integrationsgeschichte baut Waslat Brücken zwischen beiden Kulturen – nah dran an den Themen afghanischer Menschen weltweit. Für ihr Bemühen um die Verbesserung der schwierigen politischen Situation und ein besseres Verständnis zwischen den Völkern wurde sie 2015 als erste afghanische Journalistin mit dem „Rumi Appreciation Award“ ausgezeichnet. Sie lebt mit ihrer Familie in Bonn.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, September 2022

Copyright © 2022 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
Zürich

Coverabbildung Julia Sellmann

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender
Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-01460-2

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Inhaltsübersicht

Widmung

Vorwort

1 «Sei ein Löwe»

2 «Der Krieg wurde durch Bilder legitimiert»

3 «Wir haben gesagt: ‹Lasst uns nicht im Stich›, aber sie haben uns nicht zugehört»

4 «Solange eine von uns am Leben ist, wird die Revolution weitergehen»

5 «Endlich haben wir Sicherheit»

6 «Wir werden für die Taliban nicht das Feld räumen»

7 «Was wir wollen: Dass man unsere Stimmen in die Welt hinausträgt»

Was können wir tun, um die Menschen in Afghanistan zu unterstützen?

Danksagung

*Für meine Tochter,
die nach dem Haus des Löwen benannt wurde
und die unser Zuhause ist*

Vorwort

Blaue *Burkas*, Bombenanschläge, zerstörte Häuser, blutüberströmte braune Körper. Seit fast einem halben Jahrhundert befindet sich Afghanistan in einem andauernden Kriegszustand, und so ist es nicht verwunderlich, dass es solche Bilder sind, die die meisten Menschen mit Afghanistan verbinden. Es scheint, als hätten wir uns inzwischen an diesen Zustand gewöhnt und als berührten uns die Berichte vom Schicksal der afghanischen Bevölkerung nicht mehr. Auch ich fühle, dass ich abstumpfe.

Seit Jahren sind die negativen Schlagzeilen und Schreckensnachrichten aus meinem Geburtsland Teil meiner Routine. Seit dreizehn Jahren arbeite ich als Journalistin und berichte über das Geschehen sowie die politische Entwicklung in Afghanistan. In all diesen Jahren – und in meinem Leben überhaupt – ist kaum ein Tag verstrichen, ohne dass ich eine unheilvolle Meldung aus Afghanistan gehört oder gelesen hätte. Schon als Kind und später als Teenager waren die Diskussionen über mein Geburtsland Teil meines Alltags. Ich hörte meinen Eltern zu, die am Esstisch die Neuigkeiten des Tages austauschten und die Hintergründe analysierten. Besuchten wir Bekannte, die ebenfalls aus Afghanistan stammten, setzten

sich diese Debatten fort. Manchmal kam ich mir vor wie in einer Talkshow – denn mitunter führten diese Diskussionen zu Streit, und es kam durchaus vor, dass meine Eltern wütend das Haus der Gastgeberinnen und Gastgeber verließen oder umgekehrt. Eben noch saßen wir gemütlich beim Teetrinken oder Kartenspielen zusammen, und im nächsten Moment schrien sich die Erwachsenen an, weil sie uneins darüber waren, welche politische Gruppe mehr Menschenleben in Afghanistan auf dem Gewissen hätte. In meinem Kopf hinterließen Vorfälle dieser Art ein großes Fragezeichen. Warum stritten sich die Erwachsenen derart heftig über den Zustand eines Landes, das Tausende Kilometer von uns entfernt lag? Aber mit der Zeit verstand ich: Was in Afghanistan geschah, berührt uns selbst in Deutschland – und das bis heute. Das Trauma, das wir und Millionen andere Afghaninnen und Afghanen erfahren hatten, lebt in uns weiter und wirkt sich auf alle Lebensbereiche aus; es zeigt sich in dysfunktionalen Familienstrukturen, toxischen Beziehungen, Anpassungsschwierigkeiten in Schule und Beruf sowie generationsübergreifenden physischen und mentalen Problemen.

Wenn ich ehrlich bin, wollte ich als Kind nichts mit Afghanistan und den Debatten darüber zu tun haben, weil sie mich jedes Mal von Neuem daran erinnerten, dass ich nicht so war wie meine deutschen Klassenkameradinnen und Freundinnen. Meine Geschwister und ich rollten mit den Augen, wenn die Gespräche meiner Eltern wieder einmal zu

hitzigen Diskussionen führten. Ihre Versuche, mir das politische Geschehen zu erklären, wischte ich genervt beiseite. Die Taliban sollen vom Westen mitfinanziert worden sein? Niemals. Warum sollte der Westen so etwas tun? Für mich standen die europäischen Länder und die USA für Fortschritt, für Demokratie und Gerechtigkeit. Ich glaubte fest an das, was ich in der Schule lernte. Rassismus? Der war mit den Nationalsozialisten ausgestorben, da war ich mir sicher. Wenn ich selbst rassistischer Diskriminierung und verletzenden Worten ausgesetzt war, bezog ich sie auf mich als Individuum, nicht auf meine Herkunft oder meine Haut- und Haarfarbe. Vielleicht stimmte es ja, wenn die Lehrerinnen und Lehrer behaupteten, dass ich nicht klug war. Vielleicht hatte meine Grundschullehrerin recht, wenn sie immer wieder betonte, dass ich nicht aufs Gymnasium gehörte. Und vielleicht lagen meine Eltern falsch, als sie sich über diese Aussagen hinwegsetzten und mich trotzdem aufs Gymnasium schickten. Möglicherweise war es richtig, dass mir Erwachsene ständig erklärten, die afghanische Bevölkerung bestünde aus wilden Kriegsvölkern und man sollte das Land vielleicht besser aufteilen. Und es war angebracht, dass sie mir sagten, der Islam sei die Ursache dieser Konflikte, und mich fragten, ob ich nicht auch der Meinung sei, dass er zurückgedrängt werden müsse. Womöglich hatten die Menschen recht, die behaupteten, alle Afghaninnen würden unterdrückt und müssten vom Westen gerettet werden.

Ich wusste so wenig über all diese Dinge, und ich wollte darüber auch nichts wissen – und gleichzeitig sollte ich mich ständig dazu verhalten. Ich fühlte mich in der Verantwortung, mich zu informieren, weil man von mir erwartete, dass ich mich zu den Vorgängen in meinem Geburtsland positionierte. Als ich meinem Sozialwissenschaftslehrer deshalb kurz vor dem Abitur erzählte, dass ich Politik studieren und journalistisch arbeiten wollte, lachte er mich unverhohlen aus: Eher würde er einen Besen fressen. Ich erinnere mich noch gut an die rasende Wut, die sich in diesem Moment in meinem Bauch ausbreitete. Warum traute er mir das nicht zu? Und: Waren es nicht Leute wie er, die von mir verlangten, ihre Fragen über Afghanistan zu beantworten? Ich erinnere mich jedenfalls noch an die Genugtuung, als ich diesem Lehrer Jahre später erzählte, dass ich meinen Plan umgesetzt hatte und inzwischen bei der *Deutschen Welle* als Journalistin arbeitete.

Während meines Studiums begann ich, mich intensiver mit politischen Prozessen zu beschäftigen, und traf auf Dozentinnen und Dozenten, die uns Studierenden tatsächlich etwas beibringen wollten. Ich kam mit Menschen in Kontakt, die mich nicht nur ernst nahmen, sondern auch meinen Wert als Person erkannten. Es war der Beginn einer langen Reise der Heilung, die mich wieder zu meinen Eltern und ihren Debatten am Esstisch zurückführte. Langsam begann ich, ihre Gespräche über die politischen Ereignisse und ihre Hintergründe zu verstehen, konnte ihre Intensität nachvollziehen und fing an, ebenfalls die Nachrichten aus meinem Geburtsland zu

verfolgen. Je mehr ich über politische Theorien und Weltpolitik las und die Geschichte Afghanistans und der Region studierte, desto besser begann ich die komplexen Zusammenhänge zu verstehen. Und: Ich fand Antworten, die den endlosen Fragen, dem endlosen «Warum?», zumindest teilweise ein Ende bereiteten. Je mehr ich sah, las und lernte, desto selbstbestimmter und unabhängiger von meiner Umgebung fühlte ich mich. Ich bildete mir meine eigene Meinung und mir wurde bewusst, dass auch meine Eltern – wie alle Menschen, mich eingeschlossen – ihre eigene, mitunter voreingenommene Sicht auf die Dinge hatten.

Ich habe mir nicht ausgesucht, dieses Buch zu schreiben. Dieses Buch suchte mich. Genauso wie ich es mir nicht ausgesucht habe, zeit meines Lebens für die Afghaninnen und Afghanen zu sprechen. Die Gesellschaft hat diese Rolle für mich vorgesehen – doch ich weise sie von mir. Denn obwohl ich in diesem Buch versuche, die Frauen Afghanistans und möglichst viele ihrer Standpunkte zu repräsentieren, ist es mir nicht möglich, alle Frauen zu vertreten und ihnen eine Stimme zu geben. Ich kann nicht alle Aspekte, die afghanische Frauen ausmachen, in mir vereinen. Es gibt nicht «die» Afghanin, und es gibt nicht «das» Afghanistan. Genau wie alle anderen Frauen auf der Welt verfolgen auch die Afghaninnen unterschiedliche Lebensentwürfe, haben andere Erwartungen, Wünsche, Sorgen, vertreten diverse politische Einstellungen und Konzepte und nehmen unterschiedliche Rollen ein. Nicht alle Afghaninnen sind gleichermaßen privilegiert bzw. werden

gleichermaßen unterdrückt, sie sind unterschiedlich liberal, unterschiedlich gebildet, mehr oder weniger religiös, leben in gänzlich verschiedenen familiären Kontexten und Regionen.

Ich selbst bin Afghanin mit vorwiegend paschtunischem Hintergrund und komme aus einer Akademikerfamilie der afghanischen Mittelschicht. Zudem bin ich in Deutschland aufgewachsen, und mir sind die daraus entstandenen Privilegien durchaus bewusst. Obwohl ich Transparenz schaffen möchte und versuche, sensibel zu sein, kann ich mich nicht davon freimachen, dass ich durch meine Prägungen eventuell Formen von Rassismus, Klassismus und Frauenfeindlichkeit reproduziere. Das ist dann unbewusst und vor allem unbeabsichtigt geschehen – ich bilde mich weiter und lerne immer noch.

Als Journalistin, aber auch, weil ich keiner verfolgten Minderheit angehöre, habe ich davon profitiert, nach Afghanistan reisen zu können und dadurch neben der Hauptstadt einige der Provinzen kennenlernen zu dürfen. Gleichzeitig war es mir aufgrund der schlechten Sicherheitslage bei Weitem nicht möglich, alle Provinzen zu bereisen, und deswegen ist mein Blick auf Frauen, die dort leben, eingeschränkt. Darüber hinaus konnte ich beim Schreiben naturgemäß nur diejenigen Ereignisse berücksichtigen, die bis zum Zeitpunkt der Beendigung des Manuskripts im Mai 2022 aktuell waren.

Bei der Lektüre dieses Buches ist es wichtig, diese Punkte im Hinterkopf zu behalten, denn sie beeinflussen meine

Perspektive.

Ich hoffe, dass Sie einige Antworten auf Fragen finden werden, die Sie vielleicht in Bezug auf Afghanistan und die Situation vor Ort beschäftigen – insbesondere, was die Situation der Frauen betrifft.

Vor allem aber hoffe ich, dass Sie einen Eindruck davon bekommen, was Frauen in der wechselhaften Geschichte Afghanistans erlebt haben und jetzt erleben – und dass die Debatte um ihre Zukunft nicht mit Schwarz-Weiß-Denken zu führen ist.

Bei der Lektüre des Buches werden Sie die naheliegende, aber profunde Einsicht erlangen, dass auch afghanische Frauen Fragen haben. Fragen darüber, wieso sie vergessen wurden und dass sie nun wissen wollen: Warum?

«Sei ein Löwe»

Wie patriarchale Strukturen den Konflikt in Afghanistan beeinflussen

«Ich habe Angst, Baba», sagte ich leise. Vorsichtig schaute ich zu meinem Vater auf. Er musterte mich nur kurz und konzentrierte sich dann sofort wieder auf den holprigen Weg vor uns. Auf dem Arm trug er meine kleine Schwester, die tief und fest schlief und gar nicht mitbekam, welche gefährliche Reise wir gerade mitten in der Nacht unternahmen. Ich hingegen war hellwach und umklammerte die Hand meines Vaters. «Nein, hab keine Angst», versuchte er mich zu beschwichtigen. «Weißt du nicht mehr? Wir haben vor nichts Angst, nur vor Gott.» Er machte eine kleine Pause. «Du bist doch nicht *be-ghairat*, oder?», fragte er dann. Unehrenhaft. Nein, das war ich nicht. Natürlich war ich stark.

Einer der ersten Leitsätze, die meine Eltern mir vermittelten, lautete: Auf der Welt gibt es nur zwei Arten von Menschen – die starken, die Ehre besaßen, und die schwachen, die sich

unehrenhaft verhielten. Ehre bestand darin, nicht aufzugeben – egal, wie schlecht es um einen stand. Ehre, das bedeutete zu kämpfen, selbst wenn jede Hoffnung verloren war. Ehre beinhaltete auch, nicht seine Hand auszustrecken und um Hilfe zu betteln. «Das macht uns Afghaninnen und Afghanen aus», sagten meine Eltern. Für Angst gab es in meiner Familie keinen Platz. Für Konflikte auch nicht. Wenn sich etwas Schlimmes ereignete, tat man einfach so, als wäre nichts geschehen.

Dementsprechend versuchte ich auch jetzt, in dieser kalten Nacht mitten im Nirgendwo, meine Angst zu ignorieren, sie runterzuschlucken. Sie rann als bitteres Gefühl meine Speiseröhre entlang und bahnte sich ihren Weg in meinen Magen. Dort verzog sie sich in eine Ecke und versickerte langsam.

«Baba, es ist kalt. Ich kann nicht mehr laufen», wagte ich nach einer Weile einen weiteren Versuch. Auch wenn ich beschlossen hatte, keine Angst mehr zu haben: Mein frierender kleiner Körper hatte sich davon nicht überzeugen lassen. «Meine Füße tun weh.» Ich schaute an meinen Beinen hinunter. Unter meinen Schuhen lag Schnee auf dem Waldboden. Meine Eltern hatten uns dick eingepackt. Ich trug sogar einen Mantel aus schwarzem Lammfell, den meine Mutter für den Weg gekauft hatte. «Ich weiß, *Bachem*», sagte mein Vater ernst. «Aber hier im Wald gibt es Bären und Tiger. Wenn du nicht läufst, dann holen sie uns ein und fressen uns.» Ich schluckte. Zwar hatte ich bisher weder einen echten Bären noch einen echten Tiger gesehen, aber dass diese Tiere

gefährlich waren, wusste ich. Vielleicht war mein Lammfell-Mantel doch keine so gute Idee gewesen, überlegte ich. Könnte er die Tiere am Ende etwa anlocken? Oder hätte ich ihn nicht vielleicht lieber einer meiner Schwestern geben sollen, damit ihnen wärmer wäre? Trotz der lauenden Gefahr wurden meine Augenlider immer schwerer, ich versuchte alles, um sie offen zu halten. Auch wenn ich erst vier Jahre alt war, fühlte ich mich verpflichtet, stark zu sein: Hier an der Grenze zu Deutschland war ich für das Überleben meiner Familie verantwortlich. Ich schielte noch einmal zu meiner schlafenden Schwester im Arm meines Vaters. Links neben uns lief meine Mutter mit meiner anderen, jüngsten Schwester, die in ein dunkelgrünes Tragetuch gewickelt war. Sie war gerade ein Jahr alt geworden. Zu gerne hätte auch ich mich tragen lassen – vielleicht hätte ich dann schlafen können. Stattdessen musste ich vor gefährlichen Tieren weglaufen, war müde, durchgefroren und erschöpft. Aber ich wollte unbedingt meine Schwestern beschützen und ein gutes, starkes Kind sein. «Gut, Baba. Ich schaffe das», sagte ich deshalb bestimmt.

Es war 1992, als wir unsere Heimat Kabul, die Hauptstadt Afghanistans, verließen. Kurz darauf erschütterte ein blutiger Bürgerkrieg das Land. Über 100000 sowjetische Soldaten waren drei Jahre zuvor aus Afghanistan abgezogen. Sie hatten den Kampf gegen die Guerillatruppen der Mudschahedin aufgegeben, die im Namen des Islam – unter anderem mit Unterstützung der USA – gegen sie kämpften. Der Abzug der sowjetischen Truppen nach zehn Jahren Besatzung reichte den

Mudschahedin jedoch nicht. Auch die von den Sowjets gestützte kommunistische afghanische Regierung mit dem damaligen Präsidenten Mohammed Nadschibullah sollte gestürzt werden – dafür wollten die selbst ernannten Freiheitskämpfer bis zum Schluss Krieg führen. In den Provinzen gab es bewaffnete Aufstände; es waren die ersten Vorboten für die Gewalt, die folgen würde. Immer wieder trafen Raketen das Stadtgebiet von Kabul – eine davon schlug in unserem Nachbarhaus ein. Meine Eltern fühlten sich nicht mehr sicher und wollten ihre drei kleinen Kinder und sich selbst aus der Gefahrenzone bringen. Der Plan war, erst einmal für einige Monate das Land zu verlassen, bis sich die Situation beruhigt haben würde. Zu dem Zeitpunkt ahnten sie nicht, welche Grausamkeiten sich in den nächsten Jahren ereignen würden, weil die Mudschahedin nach dem Sturz der Regierung untereinander blutige Kämpfe austrugen und schließlich die fundamentalistischen Taliban-Milizen die Macht übernahmen. Sie setzten auf brutale Weise ihre radikale Interpretation der *Scharia*, der islamischen Rechtsordnung, durch und verbreiteten ihre fanatische Ideologie im Namen des Islams. All dies führte zu großen Einschränkungen des politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens in Afghanistan. Frauen wurden aus dem öffentlichen Leben verbannt. Es war verboten, Musik zu hören, Filme zu schauen, ob privat oder im Kino – Kulturveranstaltungen im Allgemeinen konnten nicht mehr legal stattfinden. Selbst Lachen wurde bestraft. Wer sich diesen Einschränkungen nicht unterwarf, musste mit drakonischen

Strafen rechnen. Menschen, die in den Augen der Taliban ein moralisches Verbrechen wie Ehebruch begangen, wurden beispielsweise öffentlich gesteinigt. Diebstahl wurde mit der Amputation von Gliedmaßen bestraft.

Sechs Monate wollten meine Eltern in der Fremde ausharren, bis in Afghanistan wieder Ruhe eingekehrt war. Aus den sechs Monaten sollten Jahrzehnte werden.

Wir flohen also aus unserer geliebten Heimat, um in einem wildfremden Land Zuflucht zu suchen. Meine Eltern ließen ihre Familien und Freunde zurück und gaben alles auf, um ihren Töchtern ein sicheres Aufwachsen zu ermöglichen. Dafür nahmen sie die Strapazen einer beschwerlichen Reise in Kauf. Einfach ein Visum beantragen und legal nach Deutschland fliegen war unmöglich. Sowohl die afghanischen Behörden als auch die Mudschahedin verfolgten genau, wer nach Europa oder in die USA ausreisen wollte, und so geriet man schnell in ihr Visier. Um unsere Flucht nicht zu gefährden, taten meine Eltern so, als ob wir nur für ein paar Tage in das Nachbarland Usbekistan fliegen, dort Verwandte besuchen und dann zurückkommen würden. Für diese Reise beantragten sie ein Visum, welches genehmigt wurde. Die meisten Afghaninnen und Afghanen flüchteten damals in den Iran oder nach Pakistan und blieben dort – auch heute wählen noch viele diesen Weg. Menschen mit mehr Geldmitteln oder entsprechenden Kontakten versuchten eher nach Europa oder in die USA zu gelangen. Unser Plan sah vor, nach Usbekistan zu fliegen und uns dann bis nach Russland durchzuschlagen. Dort

hatten wir Familie und Bekannte und würden eine Weile unterkommen, bis wir uns darüber klar geworden waren, wohin wir weiterreisen sollten und wie wir das Geld dafür auftreiben würden. Uns war also nicht klar, wohin die Reise uns führen sollte, und insgeheim hofften wir, dass wir schon bald wieder nach Kabul zurückkehren konnten.

Mehr als ein Jahr später bahnten wir uns stattdessen mitten in der Nacht den Weg durch einen verschneiten Wald und wollten die Grenze zu einem Land überqueren, das unser neues Zuhause werden sollte. Neben meinen Schwestern und meinen Eltern liefen noch Dutzende andere Menschen mit uns durch die Nacht. Sie sahen aus wie wir, aber wir kannten sie nicht. Wer waren sie? Hier war mir alles fremd, sogar der Geruch des Waldes erinnerte mich so gar nicht an den der Bäume aus den Gärten und Parks in Kabul, die ich kannte. Ich konnte auch keinen einzigen Berg wie in meiner gewohnten Umgebung entdecken. Was machten wir bloß an diesem fremden Ort? Meine Fragen blieben unbeantwortet. Sowohl mein Vater als auch meine Mutter waren zu sehr in ihre eigenen Gedanken vertieft. Außerdem hatten sie mir unmissverständlich klargemacht, mucksmäuschenstill zu sein, denn die Bären und Tiger waren uns auf den Fersen. Erst später wurde mir klar, dass sie mit diesen wilden Tieren einerseits die Grenzpolizisten meinten, die uns verfolgten, und andererseits die Schlepper, die uns zur Eile antrieben. Wir durften weder reden noch lachen oder weinen. Als wollte ich meiner eigenen Angst und dem Unwohlsein trotzen, lief ich schneller und schneller, zog

meinen Vater nun förmlich hinter mir her. «*Aafarin*, mein Kind. Sei ein Löwe [1] », sagte er mit Nachdruck. Ich zog meine laufende Nase hoch und musste lächeln. Da, wo vorher die Angst war, fühlte ich Kraft aufsteigen. Ja, ich war stark. Ich würde meine Familie in Sicherheit bringen. Wir würden nicht von den wilden Tieren eingeholt werden. Dafür würde ich sorgen. Die kalte Panik war nun einem brennenden Gefühl von Getriebenheit gewichen. Ich war nun nicht mehr ein kleines Mädchen im Lammfellmantel, das fürchtete, aufgefressen zu werden. Ich war eine furchtlose Afghanin, und wie eine Löwin würde ich stark sein. Ich würde meinem Vater zeigen, dass ich nicht *be-ghairat* war.

«*Bismillah Al Rahman Al Rahim.*» Im Namen Gottes des Barmherzigen und Gnädigen, murmele ich vor mich hin. Ich bin nur selten aufgeregt, wenn ich in der Öffentlichkeit spreche oder vor der Kamera auftrete – schließlich ist das Teil meines Berufs als Journalistin. Mir fällt es grundsätzlich leicht, meine Nervosität beiseitezuschieben. Aber auch nur, bis es wirklich losgeht. In den letzten zwei bis drei Minuten, bevor die Aufzeichnung beginnt oder spätestens, wenn ich das Mikrofon in die Hand nehme, weiß ich: Jetzt wird es ernst. Manche überkommt ein Gefühl von Übelkeit, ein Ziehen im Magen. Andere wiederum erstarren, oder die Stimme versagt. Für mich ist es dieses brennende Gefühl in der Magengrube, das ich so gut kenne seit unserer Flucht durch den Winterwald, die mein Leben endgültig veränderte und die bis heute nachwirkt. Aber

wenn ich nervös werde, spreche ich diese Worte und bete: «Gib mir Kraft.» In diesem Moment fällt die Nervosität ab, und ich kann wieder atmen. Unwillkürlich muss ich lächeln. Auch dieses Mal beruhigt mich mein Ritual, und ich kann meine Rolle als Leiterin der Dari-/Paschtu-Redaktion der *Deutschen Welle (DW)* einnehmen. Als hätte sich ein Schalter umgelegt, ergreife ich schließlich mit fester Stimme das Wort: «*Salam und Salamoona*. Herzlich willkommen. *Welcome!*» Auf der kleinen, improvisierten Bühne setze ich mein souveränes Showlächeln auf und spreche meine Begrüßung in ein Mikrofon, während ich mit einer Hand versuche, so einladend wie möglich zu gestikulieren. Bewegungen, die ich seit meiner Kindheit vor dem Spiegel trainiert habe, um so selbstbewusst und sympathisch wie möglich zu wirken. Gleichzeitig sehe ich in die bekannten und unbekanntes Gesichter im Publikum und versuche, aus den Blicken ihre Stimmung herauszulesen. Frauen und Männer. Mädchen und Jungen. So wie ich tragen einige von ihnen die traditionelle afghanische Tracht. Die Männer tragen ein lockeres Oberteil in gedeckten Farben, das bis unter die Knie reicht, und darunter eine weite Pluderhose. Die festliche, afghanische Frauenkleidung dagegen ist ein buntes, besticktes Gewand, das nach unten hin ausladend fällt. Je nach Ethnie oder Stamm unterscheiden sich die Farben, Stickereien und Schnitte der Kleider. Diese Unterschiedlichkeit spiegelt sich auch heute im Publikum wider.

Als ich den Blick schweifen lasse, lächeln manche der Anwesenden, andere blicken mich ernst und erwartungsvoll

an. Ich beschließe, lieber über ihre Köpfe hinweg als in ihre Gesichter zu sehen – es lenkt mich doch zu sehr ab, dass gerade alle Blicke auf mich gerichtet sind. Außerdem muss ich dann auch nicht darüber nachdenken, ob ich ihren Erwartungen genüge. «Wir sind heute hier, um zu feiern», verkünde ich freudig. Dabei ist mir immer noch nicht nach Feiern zumute.

Zu diesem Zeitpunkt sind nur wenige Wochen vergangen, seit die Taliban am 15. August 2021 die Macht in Afghanistan übernommen haben. Was folgte, war eine überstürzte Evakuierungsaktion der westlichen Nationen, die so schnell wie möglich ihre Staatsangehörigen aus dem Land ausflogen. Gleichzeitig versuchten sich Tausende von Afghaninnen und Afghanen in Sicherheit zu bringen, viele von ihnen waren besonders gefährdet, weil sie etwa für westliche Staaten gearbeitet hatten. Die Zusammenarbeit mit Ländern wie den USA oder auch Deutschland, der Einsatz als afghanische Sicherheitskraft oder aber die Arbeit für die afghanische Regierung machten sie zur Zielscheibe für die Taliban: Sie galten als Verräter. Aber auch Andersdenkende, Menschenrechtsaktivistinnen, Kunstschaffende oder Personen aus der LGBTQIA*-Community mussten um ihre Freiheit und ihr Leben fürchten. Längst nicht allen gelang die Flucht. Ich selbst war von den Vorgängen erschüttert. Es war ein Trauerspiel – nach zwanzig Jahren Engagement des Westens in Afghanistan verließ man das Land so, wie man es vorgefunden hatte. Die Taliban, die von den USA 2001 gestürzt worden waren, saßen nun wieder an den Hebeln der Macht. Die

Frauenrechte, die man hatte verteidigen wollen, waren von heute auf morgen außer Kraft gesetzt worden. Weder ich noch die anderen Anwesenden bei dieser kleinen Feier hatten den Schrecken und die Trauer, die die letzten Wochen mit sich gebracht hatten, bisher verarbeiten können.

Dabei hatte ich genau dieses Szenario erwartet. Viele Monate vorher hatten wir Journalistinnen und Journalisten sowie Expertinnen und Experten vor genau diesem Ausgang gewarnt. Bereits einige Tage vor der Machtübernahme der Taliban bat ich die Chefredakteurin der *Deutschen Welle*, unsere Korrespondentin und unsere Korrespondenten so schnell wie möglich aus dem Land zu holen. Eine Provinz nach der anderen war in den Wochen und Monaten zuvor in die Hände der Taliban-Milizen gefallen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie auch die Hauptstadt Kabul einnehmen würden. Als Medienschaffende waren unsere Mitarbeitenden besonders gefährdet und würden systematisch angegriffen werden, davon waren wir überzeugt. In den letzten Jahren waren Journalistinnen und Journalisten immer wieder zu Zielscheiben für die Taliban geworden, weil ihre Berichterstattung ihnen nicht passte. Sie wurden als Spione oder Agentinnen bezeichnet, die Unfrieden und Korruption säen und «unislamische» Werte verbreiten würden. Tatsächlich waren es aber gerade diese Menschen, die sich regelmäßig unter schwierigsten Sicherheitsbedingungen für die Wahrheit einsetzten. Die Medien in Afghanistan galten als die

unabhängigsten der gesamten Region. Jetzt schien all die Arbeit der letzten Jahre umsonst gewesen zu sein.

Mit Unterstützung des *Auswärtigen Amtes* organisierten die Geschäftsleitung und das Sicherheitsmanagement der *DW* gemeinsam mit meinem Kollegen Masood Saifullah und mir, dass diejenigen Mitarbeitenden, die sich außerhalb der Hauptstadt befanden, zunächst nach Kabul befördert wurden und dort in vom Sicherheitsteam der *DW* organisierten Verstecken untertauchten. Die USA handelten mit den Taliban einen Deal aus: Weitere zwei Wochen durften sie und ihre Verbündeten einen Teil des Flughafens für sich beanspruchen, damit sie ihre Staatsbürgerinnen und Staatsbürger sowie Afghaninnen und Afghanen, die Anspruch auf Schutz hatten, aus dem Land bringen konnten. Als die Evakuierungen dann endlich begannen, schickten wir unsere Kollegin und Kollegen fast täglich zum Flughafen, in der Hoffnung, dass sie an Bord eines deutschen Fliegers gelangen könnten. Doch am Kabuler Hamid Karsai International Airport herrschte heilloses Chaos. Tausende von Menschen drängten verzweifelt zu den Terminals. Die US-Truppen bemühten sich, das Durcheinander zu ordnen, aber es gelang ihnen oft nur mit Waffengewalt. Ein ums andere Mal mussten wir hilflos und enttäuscht akzeptieren, dass unsere Mitarbeitenden erfolglos in ihren Unterschlupf zurückkehrten oder gar eine weitere Nacht draußen am Flughafen verbringen mussten, weil sie nicht bis zum Gate vordringen konnten. Mit jeder Minute verkleinerte sich das Zeitfenster, bis die Taliban die volle Kontrolle über den

Flughafen übernehmen würden. Am 30. Dezember um 23:59 Uhr verließ der letzte amerikanische Flieger die Landebahn. Die Taliban nahmen den Flughafen triumphierend ein. Unsere Kollegin und unsere Kollegen waren noch immer in Kabul.

In unseren Redaktionskonferenzen flossen derweil viele Tränen. Wir waren bestürzt über die Situation unserer Mitarbeitenden, unserer Angehörigen, unseres Landes. Um nicht auszubrennen, bat ich alle, über eine Hotline anonym psychologische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Außerdem organisierte ich Resilienz-Workshops. Mir persönlich halfen sie nicht. Ich weinte nicht nur um die Menschen, sondern auch um die Menschenrechte und Demokratie, für die wir uns jahrelang eingesetzt hatten – und die nun verloren waren, dessen war ich mir sicher. Als Journalistinnen und Journalisten berichteten wir täglich über die Geschehnisse in Afghanistan und trugen gleichzeitig Werte wie Pressefreiheit, Toleranz und Gleichberechtigung in das Land. Mussten wir nun wieder bei null anfangen?

Erneut bei null anfangen mussten in jedem Fall unsere ersten neun Mitarbeitenden, die nun endlich mit ihren Familien in Deutschland angekommen waren. Sie hatten es nach einer wahren Odyssee schließlich geschafft. Unter Corona-Auflagen organisierten wir ihnen zu Ehren die Willkommensfeier, auf der ich jetzt die Begrüßungsrede halte – wenigstens ein kleiner Lichtblick in der Dunkelheit der letzten Wochen. Wenn ich

diese Menschen nun so vor mir sehe, kann ich mir kaum vorstellen, dass viele von ihnen kurz zuvor noch durch die Hölle gegangen sind: die fast hoffnungslosen Tage am Kabuler Flughafen, als US-Soldaten auf sie schossen und sie mit Tränengas zurückdrängten, nach der Schließung des Flughafens dann die kräftezehrende Flucht in Bussen nach Pakistan, bei denen sie zahlreiche Taliban-Checkpoints passieren, und schließlich die beängstigenden Stunden, die zwei unserer Leute in Taliban-Gefangenschaft verbringen mussten. Nach über einem Monat Angst und Schrecken hatten es unsere Mitarbeitenden endlich geschafft – sie kamen wohlbehalten hier in Deutschland an. Aus meiner eigenen Erfahrung weiß ich, dass ihnen in diesem fremden Land weitere Kämpfe bevorstehen.

«Ich bin so stolz, dass Sie heute hier sind, wo Sie sind.» Eine junge Frau, die zu den Neuankömmlingen gehört, spricht mich nach meiner Rede beim Büfett an. Sie schaut zu mir hoch. Ihr rundes Gesicht ist voller Hoffnung. Ihre Augen strahlen. «Eines Tages, so Gott will, wird meine Tochter da stehen, wo Sie heute stehen», sagt sie. Mein Blick wandert zu dem Mädchen, das an ihrer Seite steht. Ihre traditionelle afghanische Tracht glitzert im Licht. Sie grinst mich an. Sie ist jung – nur ein paar Jahre älter, als ich damals bei meiner Ankunft in Deutschland war. «*Inshallah*», antworte ich. «So Gott will, wird sie es noch viel weiter bringen.» Meine ermutigenden Worte freuen ihre Mutter, die sich genau das wünscht. Ob ihre Tochter noch unter Schock stehe, frage ich sie vorsichtig. «Ach nein. Sie hat es

schon fast vergessen, weil sie so glücklich ist.» Sie lacht und schiebt das Mädchen ein Stück nach vorn. «Meine Tochter ist stark.» Dieser Satz lässt mich schlucken. Während ich dastehe und ihre bis über beide Ohren grinsende Tochter ansehe, fühle ich Tränen in mir aufsteigen. Wahrscheinlich denken beide, dass ich vor Freude über ihr Glück weine. In Wahrheit beweine ich mein vierjähriges Ich.

Mein vierjähriges Ich, dessen Welt in jener kalten Winternacht im Wald an der deutschen Grenze ins Wanken geraten war, ohne die genauen Zusammenhänge überhaupt erfassen zu können. Mein vierjähriges Ich, das seine Kindheit verloren hatte, bevor diese überhaupt richtig angefangen hatte, und viel zu schnell erwachsen werden musste. Mein vierjähriges Ich, das die Angst der Eltern spürte und seine eigene Panik hinunterschluckte, um die Verantwortung für seine Geschwister zu übernehmen, obwohl es selbst ein Kleinkind war. Mein vierjähriges Ich, das sich bemühte, eine Rolle einzunehmen, die es nie ausfüllen können würde – obwohl es am liebsten einfach Kind gewesen wäre. Mein vierjähriges Ich, das, als es nach Monaten der Flucht im sicheren Deutschland angekommen war, Ausgrenzung und Ablehnung erfuhr und dessen Eltern es immer wieder aufforderten: «Sei stark. Sei ein Löwe!» Ja, ich wollte stark sein, aber ich trug eben auch Angst und rasende Wut in mir, die mich immer wieder überwältigten.

In diesem Moment, als ich mit den zwei Afghaninnen auf der Feier stehe, wird mir einmal mehr klar, in welchem Maße diese

Aufforderung mich und alle afghanischen Frauen seit jeher geprägt hat – und wie sehr sie bis heute dazu beiträgt, die patriarchalische Gesellschaft und die Rolle der Frau darin zu stützen.

Eine afghanische Frau hat stark zu sein und muss die Ehre der Familie verteidigen. Denn anders als bei einem Mann, bei dem «nur» seine persönliche Ehre und Männlichkeit auf dem Spiel stehen, fällt das Verhalten der Frau auf die gesamte Familie zurück – handelt sie also «unehrenhaft», wird als Konsequenz die gesellschaftliche Stellung eines jeden Familienmitglieds herabgesetzt. Man kann es nur als perfide bezeichnen, dass die ultrapatriarchale Gesellschaft in Afghanistan genau das als Vorteil der Frauen verkaufen will, als große Verantwortung, die nur die ach so starken Frauen tragen können. In Wahrheit ist es eine Farce. Diejenigen, die keine Männer sind, können dieses Spiel nicht gewinnen. «Stark zu sein» bedeutet in dieser Lesart nämlich nicht, sich für die eigenen Interessen einzusetzen und für den Fortschritt zu kämpfen, sich im Leben zu behaupten und seinen Weg zu verfolgen – sondern sich den Interessen des Kollektivs zu unterwerfen. Dabei beschränkt sich der Schaden, den eine solche Denkweise in Afghanistan anrichtet, nicht nur auf die Frauen, sondern er betrifft alle Geschlechter. Selbst die Männer können auf lange Sicht nicht gewinnen.

Die komplexen Zusammenhänge lassen sich am einfachsten auf der sprachlichen Ebene veranschaulichen: Der Begriff der Ehre, *ghairat*, wird gleichbedeutend mit «Männlichkeit»